

SÜDWESTRUNDFUNK SWR2 AULA – Manuskriptdienst

(Der Text enthält Passagen, die aus Zeitgründen in der Sendung gekürzt werden mussten.)

Rasender Stillstand Die Beschleunigung der Gesellschaft

Autor und Sprecher: Professor Hartmut Rosa *
Redaktion: Ralf Caspary
Sendung: Sonntag, 23. September 2012, 8.30 Uhr, SWR 2

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte auf CD von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Wissen/Aula (Montag bis Sonntag 8.30 bis 9.00 Uhr) sind beim SWR Mitschnittdienst in Baden-Baden für 12,50 € erhältlich.

Bestellmöglichkeiten: 07221/929-26030

Kennen Sie schon das neue Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen. Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert. Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

*SWR2 Wissen/Aula können Sie auch als Live-Stream hören im SWR2 Webradio unter www.swr2.de oder als Podcast nachhören:
<http://www1.swr.de/podcast/xml/swr2/wissen.xml>*

Manuskripte für E-Book-Reader

*E-Books, digitale Bücher, sind derzeit voll im Trend. Ab sofort gibt es auch die Manuskripte von SWR2 Wissen/Aula als E-Books für mobile Endgeräte im sogenannten EPUB-Format. Sie benötigen ein geeignetes Endgerät und eine entsprechende "App" oder Software zum Lesen der Dokumente. Für das iPhone oder das iPad gibt es z.B. die kostenlose App "iBooks", für die Android-Plattform den in der Basisversion kostenlosen Moon-Reader. Für Webbrowser wie z.B. Firefox gibt es auch Addons oder Plugins zum Betrachten von E-Books.
<http://www1.swr.de/epub/swr2/wissen.xml>*

Ansage:

Mit dem Thema: „Rasender Stillstand – Die beschleunigte Gesellschaft“.

Ein ganz normaler Tag im Leben eines ganz normalen Jungen: 6 Uhr 30 aufstehen, 7 Uhr 15 Bus zur Schule nehmen, im Bus mehrere SMS verschicken, dann Schule bis 17 Uhr, 17 Uhr 30 wieder zu Hause, schnell an den Laptop, Googeln, dann bei Facebook mit Freunden chatten, 21 Uhr 30 Skypen, dann: Schlafen! So sieht die Jugend in der beschleunigten Gesellschaft aus, die immer mehr an Fahrt aufnimmt und die dadurch mindestens ein Problem hat: Das rasante Leben führt zu Entfremdungserscheinungen.

Das sagt Hartmut Rosa, Professor für Soziologie an der Universität Jena, der Experte für Beschleunigung. In der SWR2 Aula erläutert Rosa diesen Zusammenhang, er beginnt mit einer Definition des Begriffs Entfremdung.

Hartmut Rosa:

Schon der Begriff macht deutlich, dass es sich dabei um einen Prozess handelt: Etwas Vertrautes wird uns fremd; es wird uns äußerlich, bedeutet uns nichts mehr oder genauer: berührt uns nicht mehr.

So können wir uns beispielsweise von unserer Arbeit entfremden: Dann fahren wir ins Büro oder in die Firma und fragen uns, was wir hier tun: Die Tätigkeit scheint uns sinnlos, leer; die Arbeitskollegen interessieren uns nicht, wir haben uns nichts zu sagen. Aber wir können uns auch von unserer Familie entfremden: Dann sitzen wir morgens am Frühstückstisch und wundern uns, warum wir das mit diesen Menschen tun – man hat sich nichts zu sagen und wäre froh, sich nicht sehen zu müssen. Oder von seiner Kirche oder seinem Sportverein: Dann sitzen wir im Gottesdienst oder wir sind im Training und wünschen uns weit weg, wir fragen uns, was wir hier machen, wir haben den Eindruck, am falschen Ort zu sein, nicht dazu und nicht hierhin zu gehören. Auch von seinen Freunden kann man sich entfremden, oder, und dann wird es dramatischer, vom eigenen Körper, wenn er uns zum Feind wird, nicht mehr gefällt, wenn er sich ‚falsch‘ anfühlt. Im Fall der Transsexualität, wenn ein Mann das Gefühl hat, im ‚falschen‘ Körper leben zu müssen, weil er eigentlich eine Frau zu sein meint (oder umgekehrt), liegt ein radikaler Moment von Entfremdung vor. Man kann sich darüber hinaus auch seinem eigenen Leben oder seiner Biographie gegenüber entfremdet fühlen und dann das Gefühl haben, das falsche Leben zu leben bzw. gelebt zu haben. Hier haben wir es dann mit einer umfassenden Entfremdungskrise zu tun.

Die Depression erscheint dabei dann als Mega-Entfremdung, in der es uns gar nicht mehr gelingt, uns in irgendeinem Kontext zu Hause zu fühlen, lebendig zu werden.

➔ Definition 1: Wir können Entfremdung damit definieren als *das Fehlen oder das Misslingen der Aneignung oder der Anverwandlung eines bestimmten Weltausschnitts*. Wir bewegen uns in einem Raum oder einem Kontext, in dem wir uns nicht oder nicht mehr ‚zu Hause‘ fühlen, der uns äußerlich bleibt:

→ Definition 2: Und das heißt dann auch: Wir machen etwas und wollen etwas, ohne es wirklich zu wollen: Entfremdung bezeichnet damit eine Situation, in der wir aus freien Stücken tun oder wollen, was wir nicht ‚wirklich‘ wollen. In einer Situation, in der wir mit einer Pistole am Kopf etwas tun, tun wir zwar auch etwas, was wir nicht wirklich wollen, aber wir würden hier nicht von Entfremdung reden, Entfremdung, so meine ich, setzt voraus, dass wir wenigstens in gewissem Rahmen Handlungs- und Wahlfreiheit haben. Ich gehe also z.B. in die Kirche oder in meinen Sportverein und stelle während des Gottesdienstes oder während des Trainings fest, dass ich mich dabei nicht wohl, nicht zu Hause fühle, dass ich das ‚irgendwie‘ nicht oder nicht mehr will. Natürlich liegt in diesem Auseinanderfallen von wollen und wirklich wollen das ganze Problem des Entfremdungsbegriffs verborgen. Entfremdung war ja einst eine mächtige Kategorie der Sozialkritik, ist heute aber aus der Mode, weil wir nicht wissen, was das Gegenteil von Entfremdung ist: Was also kann es heißen, dass wir etwas wollen, obwohl wir es nicht wirklich wollen?

Nehmen wir ein konkretes Beispiel, das jeder kennt: Das Zappen vor dem Fernseher: Wir kommen nach Hause und wollen vielleicht nur ganz kurz den Fernseher einschalten um zu sehen, was los ist – und bleiben dann zwei Stunden lang ‚gefesselt‘ in einem Zustand, in dem wir von einem Kanal zum nächsten weiterzappen, ohne die Energie aufzubringen, die Aus-Taste zu drücken. Seltsamerweise scheint der Druck auf diese eine Taste ja viel mehr Energie zu erfordern als der hundertfache Click zum nächsten Kanal. Wir tun dabei also etwas, was wir ‚nicht wirklich‘ wollen – hinterher verfluchen wir uns dafür, zwei Stunden ‚sinnlos‘ verplempert zu haben. Vielen Menschen geht es ähnlich, wenn vor ihnen eine Chipstüte liegt: Sie essen sie nach und nach leer, obwohl sie nicht ‚wirklich‘ Chips essen wollen. Oder beim Computerspielen: Wieder und wieder drücken wir die ‚Replay‘-Taste, obwohl wir ‚eigentlich‘ längst aufhören wollen. Der entscheidende Punkt hier ist, dass wir innerhalb eines Handlungskontextes (Computerspiel) etwas wollen (weitspielen), was wir außerhalb dieses Kontextes überhaupt nicht wollen oder wertschätzen.

Meine These ist es nun, dass in der Moderne, in der Gegenwart, solche Handlungskontexte in unserem Leben ständig zunehmen: Ständig sehen wir uns ‚gezwungen‘, Dinge zu tun, die wir ‚nicht wirklich‘ tun wollen. Wenn man Leute danach fragt, was sie am Arbeitsplatz am meisten stört, dann antworten sie sehr häufig, dass sie nie zu ihrer eigentlichen Arbeit, zu dem, was ihnen daran wichtig ist, was sie eigentlich tun wollen kommen. Und natürlich haben wir es mit einer Form von Entfremdung zu tun, wenn ein Manager Leute entlässt, obwohl er sie nicht ‚wirklich‘ entlassen will, oder wenn eine Post oder Bank ihre Filiale im Dorf oder in der Nachbarschaft schließt, obwohl sie das nicht wirklich will, wenn eine Firma Waffen produziert, obwohl die Arbeitenden das ‚nicht wirklich gut finden‘, oder wenn Wissenschaftler aus freien Stücken Drittmittelanträge schreiben, obwohl sie das nicht wirklich wollen. Stets sind es verfestigte Handlungskontexte und Effizienzzwänge, die dazu führen, dass wir einerseits wollen oder tun, was wir andererseits nicht wollen.

Das erstaunlichste Merkmal unseres Alltags: Alles was wir tun rechtfertigen, wir mit dem Zwangscharakter unserer Handlung: Wenn man Menschen fragt, was sie tun oder vorhaben, werden sie fast immer mit ‚Ich muss‘ antworten. Ich muss dringend... Dieses notorische Müssen hat aber natürlich nie die Qualität der Pistole am Kopf: Wir haben dabei schon das Gefühl, dass wir die Dinge tun müssen, weil wir sie irgendwie

auch wollen. Dazu passt, dass, Menschen in empirischen Untersuchungen in schöner Regelmäßigkeit angeben, dass sie selbst in ihrer Freizeit nie zu dem kämen, was ihnen eigentlich am wichtigsten wäre, was sie im Grunde am liebsten täten. Sie sagen dann: Am liebsten musiziere ich, oder spiele ich Fußball, oder gehe ich wandern mit Freunden, an die Berge oder ans Meer, oder gucke ich in die Sterne. Aber tatsächlich arbeiten sie stattdessen, gehen shoppen oder surfen im Internet oder sehen fern. Nun könnte man meinen, diese Diskrepanz zwischen dem, was sie tun und dem was sie angeblich wollen, hätte nur etwas mit sozialer Erwünschtheit und kultureller Wertschätzung zu tun: TV schlechtes Image, Geige spielen hohes. Interessant ist aber: Die Menschen fühlen sich wirklich besser, wenn sie das tun, von dem sie sagen, dass sie es am liebsten täten, sie sind buchstäblich glücklich beim Fußballspielen, wandern oder musizieren oder im Kreis von Freunden, aber eher ausgelaugt und missvergnügt beim Internetsurfen oder Fernsehen, und dieses Gefühl verstärkt sich noch nach Beendigung der Aktivität. Trotzdem sehen wir im Schnitt fast 4 Stunden am Tag fern – und/oder wir surfen im Internet.

- Die entscheidende Frage lautet also: Was also bringt uns dazu, beständig aus freien Stücken Dinge zu tun, die wir gar nicht wirklich wollen, und zwar so lange und so intensiv, dass wir darüber vergessen, was wir eigentlich wirklich wollen?
- Wenn wir umgekehrt fragen und nämlich danach suchen, was die Bedingungen dafür sind, dass wir uns bei dem was wir tun, ‚zu Hause‘ fühlen, dass wir uns im Einklang mit uns selbst und der Welt befinden, dann stellen wir rasch fest, dass die Zeitverhältnisse dafür eine nicht unwesentliche Rolle spielen.
- Um uns einen Raum, einen sozialen Kontext oder auch ein Arbeitsgerät oder eine Arbeitsaufgabe anzuverwandeln, um sie zu der unseren zu machen, müssen wir Zeit haben, Zeit um uns damit vertraut zu machen, Zeit die Dinge kennen zu lernen.
- Tatsächlich kann man zeigen, dass wir genau diese Zeit häufig nicht haben. Wenn wir ständig gezwungen sind, die Räume, in denen wir uns bewegen, zu wechseln, die Werkzeuge, Aufgaben und Routinen, nach denen wir arbeiten und die Menschen und Kollegen, mit denen wir arbeiten, zu verändern, dann brauchen wir uns nicht zu wundern, wenn die Anverwandlung nicht mehr gelingt, wenn wir uns entfremdet fühlen von und in unseren Tätigkeiten und Sozialverhältnissen.

Um indessen genauer zu verstehen, wo das Problem der modernen Weltbeziehung liegt, ist es hilfreich sich zu überlegen, was denn das Gegenteil von Entfremdung sein kann, wie ein Weltverhältnis aussieht, das wir als nicht-entfremdet beschreiben würden. In der Geschichte der Sozialphilosophie hat man seit der Zeit von Karl Marx versucht, dafür die wahre Natur des Menschen, das natürliche Leben oder die natürlichen Bedürfnisse zu bemühen. Diese philosophische Strategie ist aber gescheitert, weil das Wesen des Menschen so ungemein variabel und kulturell formbar ist. Natürlich könnte man zuerst denken, eine Formel 1-Veranstaltung oder ein Heavy Metal-Konzert seien gewiss unnatürlich, Ausdruck eines entfremdeten Selbst- und Weltverhältnisses, aber bei genauerem Nachdenken und Beobachten kommt man zum Schluss, dass dieser Eindruck nicht haltbar ist: Menschen können bei beiden kulturellen Praktiken zu sich selbst finden und ganz mit sich übereinstimmen. Daher hat man dann von Heidegger bis Adorno versucht, dem Zustand der Entfremdung die Idee der Authentizität oder der Eigentlichkeit entgegenzusetzen. Dabei geht es nicht mehr um die unwandelbare menschliche Natur schlecht hin, sondern eher um den je individuellen, eigenen Identitätskern; Authentizität ist die Idee, dass wir das uns gemäße richtige Leben finden müssen.

Auch diese Vorstellung ist inzwischen fragwürdig geworden, letztlich aus dem gleichen Grund: Wir scheinen als Menschen nicht ein für alle Mal festgestellt und festgelegt, sondern wandelbar. Wechseln wir unsere sozialen Lebensform und Handlungskontexte, entdecken wir plötzlich ganz neue Seiten an uns.

Daher hat Axel Honneth, der mein Lehrer und Doktorvater war, vorgeschlagen, dass der Zustand der Nicht-Entfremdung als ein Zustand der wechselseitigen Anerkennung zu verstehen ist: Wir fühlen uns wohl, wir fühlen uns ‚zu Hause‘, wenn wir es mit Menschen zu tun haben, die uns achten, lieben und wertschätzen, wir fühlen uns dagegen entfremdet, wenn wir uns in sozialen Sphären bewegen, in denen wir Missachtung erfahren.

Ich stimme dieser These weitgehend zu, denke aber, dass sie nicht weit genug geht. Honneth vertritt die Auffassung, dass wir in unserer Lebensführung und in unseren Hoffnungen und Ängsten immer darauf ausgerichtet sind, Anerkennung zu erfahren, wir wollen geliebt, geachtet und wertgeschätzt werden, wir leiden, wenn wir missachtet werden. Ich denke aber, dass es Formen des Leidens und der Entfremdung gibt, die sich nicht als Missachtung interpretieren lassen: So kann ich mich an einem Ort oder angesichts neuer Aufgaben und Arbeitsverhältnisse, ja vielleicht auch angesichts dauernd wechselnder Arbeitskollegen entfremdet fühlen, ohne dass mich jemand missachtet. Oder ich kann mich von meinen bisherigen religiösen Überzeugungen entfremden, ohne dass sich dies als Anerkennungsdefizit verstehen ließ. Dramatischer noch: Ich kann mich von meinem Körper entfremden, er kann mir als Feind vorkommen (etwa im Falle von Transsexuellen), ohne dass hier schon Missachtung im Spiel ist. Darüber hinaus scheint mir in der modernen Welt häufig nicht Missachtung, sondern Indifferenz das Problem zu sein: Wir bewegen uns mithin in einer Welt, die uns gegenüber als stumm, kalt, gleichgültig erscheint, wir werden durch diese Welt nicht bewegt und können in ihr nichts bewegen.

Umgekehrt aber, und das ist mein zweites Argument gegen eine anerkennungstheoretische Engführung, erfahren wir Momente gelingenden Lebens und streben wir nach Momenten und Erfahrungen, die nicht auf Anerkennungsbeziehungen reduziert werden können.

Wenn wir uns fragen, in welchen Momenten wir uns am wenigsten entfremdet fühlen oder gefühlt haben, wo wir den Eindruck haben, ganz bei uns selbst und doch offen für die Welt zu sein, dann kommen uns sehr häufig ästhetische Momente und Erfahrungen in den Sinn. Viele Menschen kennen beispielsweise überwältigende Momente des Musikerlebens, die so tief und schön sind, dass wir zu Tränen bewegt werden. Ich nenne solche Momente Resonanzenerfahrungen: Wir werden durch etwas Äußeres in unserem Innersten berührt und ergriffen, und zwar so, dass Innen und Außen eine rasonierende, konstitutive Verbindung eingehen. Das wundersame an der Musik ist ja, dass wir nicht genau sagen können, ob sie innen oder außen ist, und die Resonanzmetapher ist nicht zufällig ein musikalischer Begriff.

Ganz ähnliche Resonanzmomente erleben Menschen auch in der Natur – etwa wenn sie in einen Wald treten, auf einem Bergesgipfel stehen oder am Rand des Ozeans die Wellen heranrollen hören und sehen und dabei das Gefühl haben, die Welt atme und stehe in einem Antwortverhältnis zum Subjekt. Es ist ganz sicher kein Zufall, dass wir immer wieder in die Berge und ans Meer fahren und uns Berg- und

Meereskalender aufhängen. Sie symbolisieren für uns eine Weltbeziehung, ein Weltverhältnis, bei dem die Dinge da draußen für uns nicht nur eine instrumentelle oder kausale Bedeutung haben, nicht nur Werkzeuge oder Einflussfaktoren sind, sondern mit uns in einer tieferen, Resonanzverbindung stehen. Solche Resonanzerfahrungen machen moderne Menschen darüber hinaus, wenn sie denn gläubig sind, manchmal aber auch, wenn sie das nicht sind, in religiösen Kontexten, etwa beim Gebet oder beim Abendmahl. Wenn es so etwas wie ein Comeback der Religion gibt, wie manche Soziologen behaupten, wenn die Religion auch für moderne Menschen noch attraktiv ist, dann ist sie das meines Erachtens nicht deshalb, weil sie eine besonders überzeugende oder vernünftige Welterklärung anzubieten hätte, sondern weil sie ein überwältigendes Resonanzversprechen gibt: Das Gebet lebt von der Idee, ja es besteht in der Idee, dass der Kosmos da draußen eben nicht stumm und gleichgültig oder gar feindlich ist, sondern dass in ihm und hinter ihm ein antwortender, liebender Gott waltet, dass wir also von Anbeginn der Zeit an und in der tiefsten Tiefe unserer Existenz in eine umfassende Antwortbeziehung eingebettet sind.

Natürlich suchen und finden allerdings die meisten Menschen heute Resonanzbeziehungen in zwischenmenschlichen Begegnungen; die Liebe, vor allem in Form ihrer romantischen Idealisierung, ist der reinste oder paradigmatische Fall einer zwischenmenschlichen Resonanzerfahrung, bei der das eigene und das fremde Wesen so sehr verschmelzen, dass wir beim und im anderen ganz bei uns selbst sein können. Resonanzen entstehen aber manchmal auch in Diskussionsrunden oder vielleicht sogar bei Radiovorträgen, wenn sich momenthaft so etwas wie eine Resonanzachse zwischen Sprecher und Hörer bildet, die bewirkt, dass beide berührt und gewissermaßen verwandelt aus der Begegnung hervorgehen.

Es gehört nun aber zum unwandelbaren Wesen solcher konstitutiver Resonanzmomente, dass sie sich nicht mechanisch reproduzieren oder wiederholen lassen: Man kann sein Lieblingslied hören, den schönsten Punkt am Meer aufsuchen, das innigste Gebet sprechen und die besten Freunde um sich scharen und es passiert überhaupt nichts: Wir werden nicht berührt und nicht bewegt, die Resonanzachsen bleiben stumm, es schleicht sich das Gefühl der Entfremdung zwischen uns und die anderen oder die Welt.

Auf die Dauer kann ein solches Verstummen der Resonanzachsen zu pathologischen Störungen führen. Von vielen archaischen Gesellschaften ist das Phänomen oder die Praxis des sogenannten ‚Sozialen Todes‘ bekannt, bei dem verstoßene Klan-Mitglieder dadurch buchstäblich umgebracht werden, dass sie keinerlei soziale Resonanzen mehr erhalten: Sie werden nicht mehr begrüßt und nicht mehr angelächelt, man verzieht nicht das Gesicht, wenn sie Schmerzen haben, lacht nicht, wenn ihnen etwas lustiges widerfährt, man sieht sie gar nicht. Die interessante Frage ist, ob wir in unserer heutigen, modernen Gesellschaften ähnliche Kontexte des völligen Resonanzverlustes kennen und vielleicht sogar systematisch erzeugen. Was wir heute landauf, landab als ‚Burnout‘ Phänomen diskutieren, ist vielleicht nichts anderes als der um sich greifende Zusammenbruch der Resonanzachsen, oder genauer: der Resonanzfähigkeit der betroffenen Subjekte. Im Zustand des Burnout oder der Depression bleiben die Weltkontexte für uns indifferent und stumm, was ich gerade geschildert habe, wird zum Dauerzustand: Der Depressive fährt ans

Meer und in die Berge und findet keinen Zugang zu ihnen, er legt seine Lieblingsmusik auf und sie bleibt für ihn stumm, sie spricht nicht zu ihm, er interagiert mit seinen Lieben und fühlt sich entfremdet.

Die Aufgabe der Soziologie, geradezu ihre Kernaufgabe, ist es nun aber nach meiner Auffassung, die sozialen, und das heißt die strukturellen und institutionellen Bedingungen dafür zu studieren und zu identifizieren, die darüber entscheiden, ob Menschen Resonanz- oder Entfremdungserfahrungen machen.

Ich habe schon angedeutet, dass die hohen Geschwindigkeiten des sozialen Lebens und vor allem des sozialen Wandels möglicherweise systematisch die Ausbildung von Resonanzverhältnissen untergraben. Das Ausbilden von Resonanzverhältnissen ist fast immer schlicht zeitintensiv: Wenn wir uns in einem Gespräch wirklich berühren wollen, müssen wir uns dafür Zeit nehmen, wenn wir uns einen Raum wirklich aneignen oder anverwandeln wollen, dürfen wir ihn nicht einfach nur schnell, effizient und instrumentell nutzen, sondern wir müssen ihn uns in seinen sinnlichen Raumqualitäten erschließen, wenn wir ein Konzert als Resonanzerlebnis erfahren wollen, müssen wir in einen Zustand der Muße gelangen, wenn sich zwischen Arzt oder Pflegekraft und Patient so etwas wie ein Resonanzverhältnis ausbilden soll, darf die Stoppuhr nicht mitlaufen usw.

Und so verwundert es vielleicht nicht, dass die Geschichte der Moderne, die ja eine Beschleunigungsgeschichte ist, zugleich eine Geschichte der Sorge, ja der Angst vor dem Erkalten der Welt, vor dem Verstummen der Resonanzachsen ist. Die Geschichte der Sozialphilosophie, zumal der Kritischen, erscheint so geradezu als Variation über dieses eine einzige Thema:

Karl Marx etwa prägt in seinen Frühschriften den Begriff der Entfremdung just in dieser Weise: Dem modernen Menschen, so seine These, werde die eigene Arbeit, und würden sodann die Produkte seiner Arbeit, aber auch die Natur, die Mitmenschen und schließlich das eigene Leben äußerlich und stumm, weil sie unter das unerbittliche, kalte Kapitalverwertungsgesetz gezwungen würden.

Max Weber, in einer ganz anderen Tradition, diagnostiziert eine fortschreitende Entzauberung der Welt, auch das meint das fremd, stumm, berechenbar und dadurch indifferent, äußerlich werden der Welt für den Menschen. Im Englischen heißt Entzauberung interessanterweise ‚Dis-enchantment‘, in den romanischen Sprachen ist es genauso, hier ist schon begrifflich das Verstummen der Welt mitgedacht: Sie hört auf zu singen, sie ist dis-enchanted.

Bei Lukács, bei Adorno und heute auch bei Honneth finden wir die Pathologiediagnose der Verdinglichung: Auch hier schwingt unüberhörbar die Sorge mit, dass die Beziehungen zur Welt, zu Menschen und Dingen, stumm, kalt, fremd äußerlich, oder fest und hart werden, dass sie also ihre Resonanzqualität verlieren. Selbst noch in der von Jürgen Habermas formulierten Sorge, dass die Lebenswelt durch die systemischen Imperative der Wirtschaft und der Verwaltung ‚kolonialisiert‘ würde, begegnet uns unausgesprochen die Angst vor dem Resonanzverlust: Denn Habermas konstruiert die Sphäre der Lebenswelt als eine die auf Verständigung und lebendigen Austausch hin angelegt ist, die Systemwelt dagegen als eine Sphäre, in der instrumentelle und strategische Kalküle als stumme Imperative dominieren. Und

selbst außerhalb der Tradition der Kritischen Theorie, etwa bei Albert Camus und den französischen Existentialisten, ist das unerfüllte Resonanzverlangen die zentrale, philosophieverzeugende Pathologie: Der Mensch, schreibt Camus im Sisyphos-Mythos, könne gar nicht anders als in die Welt hinaus zu schreien und zu rufen, und in ihrem hartnäckiges Zurückschweigen liege die Geburtsstunde des Absurden.

Aber man muss nicht in die Philosophie gehen, um zu beobachten, wie und wo die Menschen in der Moderne nach Resonanzen suchen und wie sehr sie dabei von einer wachsenden Angst vor dem Verstummen der Resonanzachsen beherrscht werden. Ein überaus eindrucksvolles popmusikalisches Zeugnis dieser Angst haben übrigens Roger Waters und Pink Floyd in ihrer The Wall-Oper und dem gleichnamigen Musikfilm vorgelegt. Dieser findet seinen vielleicht erschütterndsten Moment dort, wo der nur noch medial mit der übrigen Welt verbundene Protagonist, der Musiker *Pink*, am Rande des Wahnsinns, halbnackt, mit blutenden Fingern an einer überaus dichten, undurchdringlichen und unüberwindbaren Wand aus schwarzen Blöcken entlang tastet, während über einem unheimlich-düsteren musikalischen Motiv monoton die immer gleiche Frage wiederholt wird – *Is There Anybody Out There?!* Und die einzige Resonanz scheint dabei aus Pinks Innerem zu kommen: Die Trennung zwischen Subjekt und Welt hat sich verabsolutiert.

Aus Angst vor einer solchen Situation versuchen wir Modernen uns den Alltag überall zu ästhetisieren und zu musikalisieren: Mithilfe von Musik im Fahrstuhl, im Parkhaus und im Supermarkt versuchen wir die Idee am Leben zu halten, dass die Welt hinter ihren harten und starren Oberflächen singt und atmet. Weil wir daran zweifeln, dass sich Resonanzen mit der äußeren Welt, mit den Menschen, mit denen wir dicht an dicht stehen oder sitzen, herstellen lassen, ziehen wir auf der Fahrt zur täglichen Arbeit Kopfhörer über und versuchen uns gleichsam in Eigenresonanz zu versetzen. Und mehr noch: Unser Verhalten auf Facebook, Twitter und den anderen Sozialen Medien lässt sich als panisches Bestreben deuten, uns immer wieder aufs Neue davon zu überzeugen, dass uns die Welt noch antwortet: Wir versuchen, mit unseren Beiträgen Spuren zu hinterlassen und Antworten zu erzeugen – nicht nur in Form von Freunden und Followern, sondern auch in Form von Kommentaren und ‚Gefällt-mir‘ Clicks, die ja buchstäblich so etwas wie Weltresonanzen darstellen. Menschen wollen gemeint sein, gesehen und angesprochen werden, und so ist es kein Wunder, dass uns jedes Mal geradezu ein elektrischer Schlag durchzuckt, wenn das Handy in der Tasche vibriert und den Eingang einer Nachricht oder eines Anrufs anzeigt: Die Welt *ruft uns an*, sie reagiert auf uns, spricht mit uns. *Is there anybody out there?*

Das Problem scheint indessen zu sein, dass diese Art der Resonanzbestätigung so ungeheuer fragil ist: Wir müssen uns in immer kürzeren Abständen davon überzeugen, dass wir noch gesehen und angesprochen werden, dass die Resonanzachsen noch intakt sind, weil unser Weltverhältnis als Ganzes, weil unsere Weltbeziehung in einer Schiefelage geraten ist, weil die Indifferenzbeziehungen, oder in meiner heutigen Diktion: Die Entfremdungserfahrungen zu überwiegen beginnen.

Indessen wäre es unangebracht, die Geschichte der Moderne im Blick auf die Resonanzverhältnisse nur schwarz zu malen, als Geschichte des Niedergangs und des Resonanzverlustes zu erzählen. Es kann kein Zweifel daran bestehen, dass die Neuzeit zugleich auch durch eine ungeheure Steigerung der Resonanzsensibilität

gekennzeichnet ist. Die gesamte Traditionslinie der Empfindsamkeit und der Romantik zeugt davon: Joseph Freiherr von Eichendorf beispielsweise beschwört nicht nur in seiner berühmten ‚Wünschelroute‘ die singende Welt – wenn er dichtet: *Und die Welt hebt an zu singen, triffst du nur das Zauberwort* -, und dass wir heute die Natur und die Kunst und die Liebe als mächtige Resonanzquellen erfahren, ist ja selbst eine Leistung und ein Ergebnis der modernen Romantisierung der Welt im positiven Sinne.

Was daher also nottut ist eine differenzierte und genaue Soziologie der Weltbeziehung, die uns detailliert darüber Aufschluss geben kann, wo in der modernen Gesellschaft Resonanzquellen entstehen- beispielsweise übrigens auch im ehrenamtlichen oder bürgerschaftlichen Engagement – und wo und wodurch sie zu versiegen drohen. Wenn wir uns die Erkenntnis, dass wir als Menschen, als moderne Menschen zumal, uns sehnen nach Resonanzerfahrungen und nach resonanten Weltverhältnissen, dass wir das Verstummen der Welt, ihr Indifferentwerden, den Verlust einer Antwortbeziehung gleichsam als Urangst in uns tragen, wenn wir uns diese Erkenntnis kulturell zu eigen machen, so meine Hoffnung und auch die meiner Kollegen in Jena, dann gelingt es uns vielleicht, die fatale Steigerungslogik der Moderne zu überwinden, die in dem letztlich völlig abwegigen und irreführenden Gedanken befangen ist, immer mehr und immer schneller und immer neuer und vor allem: immer mehr Optionen und größere Reichweiten würden unser Leben verbessern. Die ökologischen Probleme, so scheint mir, überwinden wir erst, wenn wir eine andere Weltbeziehung (zurück)gewinnen oder entwickeln, eine Beziehung oder ein Verhältnis zur Welt, das Resonanzen wieder spürbar macht und sucht und schützt, und die die Ökosphäre, die Natur, und auch die soziale und politische Welt nicht einfach als Ressourcen und Instrumente, sondern als machtvolle Resonanzräume begreift.

Jede Hörerin und jeder Hörer aber kann hier und heute mit der Arbeit an einer solchen Soziologie der Weltbeziehung beginnen, indem er oder sie darauf achtet, in welchen Momenten und Situationen unseres Tages uns die Welt zu verstummen droht und wo wir – oft unerwartete - Resonanzen erfahren.

*** Zum Autor:**

Prof. Hartmut Rosa, geb. 1965, studierte Politikwissenschaft, Philosophie und Germanistik. 1997 promoviert er zum Dr. rer. soc. mit Summa Cum Laude. 2004 habilitierte er sich an der Schiller-Universität in Jena mit dem Thema "Soziale Beschleunigung. Die Veränderung der Zeitstrukturen in der Moderne". Rosa ist heute Professor für Soziologie an der Universität Jena.

Arbeitsschwerpunkte: Zeitdiagnose und Moderneanalyse, Normative und empirische Grundlagen der Gesellschaftskritik, Subjekt- und Identitätstheorien, Zeitsoziologie und Beschleunigungstheorie, Soziologie der Weltbeziehung.

Buchauswahl:

– (Hg. mit Olaf Breidbach): *Laboratorium Aufklärung*, München: Wilhelm Fink Verlag 2010.

- Theorien der Gemeinschaft (mit Lars Gertenbach, Henning Laux und David Strecker), Hamburg: Junius Verlag 2010.
- (Hg. mit Klaus M. Kodalle): Rasender Stillstand. Beschleunigung des Wirklichkeitswandels: Konsequenzen und Grenzen, Würzburg: Königshausen & Neumann 2008.